

Evangelische Forschungsakademie

Richard Schröder

Fluch oder Segen? Arbeit und menschliche Identität

Öffentlicher Abendvortrag während der 120. Tagung der
Evangelischen Forschungsakademie zum Thema

„Zukunft der Arbeitswelt – Arbeitswelt der Zukunft“

am 4. Januar 2008 in der Französischen Friedrichstadtkirche
am Gendarmenmarkt in Berlin

*Prof. Dr. Dr. h.c. Richard Schröder
Humboldt-Universität
Theologische Fakultät, Seminar für Systematische Theologie
Burgstraße 26, 10178 Berlin
richard.schroeder@rz.hu-berlin.de*

Auszug aus dem Tagungsband „Zukunft der Arbeitswelt – Arbeitswelt der Zukunft“,
Berlin, 4. - 6. Januar 2008, Redaktion: Christian Ammer, Evangelische Forschungsakademie 2008

I.

Am Anfang eines Vortrags über die Arbeit sollte eine Definition stehen als Antwort auf die Frage: Was ist Arbeit? Die kann ich Ihnen leider nicht liefern, jedenfalls keine, die auf allgemeine Anerkennung rechnen kann. Das liegt nicht etwa daran, dass zu wenige darüber nachgedacht hätten – eher ist das Gegenteil der Fall. Die Literatur zum Thema ist unüberschaubar geworden. Aber all die Mühe führt doch nicht zu einer allgemein anerkannten Definition. Ähnlich steht es übrigens mit dem Begriff Religion.

Nietzsche hat einmal sinngemäß gesagt, nur Totes kann man definieren. Da ist was dran. Die chemischen Elemente kann man sehr präzise definieren. Dieselbe Präzision lässt sich bei menschlichen Angelegenheiten nicht erreichen. Um der Rechtssicherheit willen ist die Rechtswissenschaft an präzisen Definitionen interessiert und das muss auch so sein. Aber auch sie erlebt regelmäßig, dass in der Menschenwelt etwas auftritt, das in die bisherigen Definitionen nicht passt. Dann muss der Richter das Recht neu auslegen, möglicherweise ist sogar eine Gesetzesänderung nötig.

Dass in den menschlichen Angelegenheiten das präzise Definieren so schlecht gelingt, liegt daran, dass wir Menschen geschichtliche Wesen sind. Zwar gibt es auch Naturgeschichte, die die Evolutionstheorie beschreibt. Aber Evolutionstheorien können nur Menschen aufstellen. Vögel wissen nicht, dass sie von den Sauriern abstammen. Die menschliche Geschichte wird entscheidend mitbestimmt von dem, was Menschen von ihr und von sich halten. Sie ist durch Traditionen bestimmt, und zwar auch dann noch, wenn Menschen sich von solchen Traditionen lossagen wollen oder diese vergessen werden. Sie können auch dann noch fortwirken, in sprachlichen Wendungen zum Beispiel. Denn zumindest die Sprache ist eine Tradition, die wir nie loswerden können.

II.

Deshalb versuche ich eine Verständigung darüber, was wir unter Arbeit sinnvoll verstehen können, über sprachliche Beobachtungen:

1. Wenn jemand „zur Arbeit geht“, verlässt er seine Wohnung und Familie und begibt sich an seine Arbeitsstelle, wo er aufgrund eines Arbeitsvertrages gegen Entlohnung in Geld für eine fest-

gesetzte Zeit festgesetzten Tätigkeiten nachgeht. Das verstehen wir unter Erwerbsarbeit, für die wir in der Regel durch eine Ausbildung vorbereitet sind. Dass solche Erwerbstätigkeit der Normalfall ist, ist keineswegs selbstverständlich, weder synchron, also weltweit heute, noch diachron, also in unserer Geschichte. Es ist das Resultat einer gesellschaftlichen Entwicklung, die im Westen mit dem 19. Jahrhundert erst beginnt. Die Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit sind nicht angeboren, sind trainiert und verlierbar.

2. Nun gebrauchen wir das Wort Arbeit aber auch in ganz anderen Verbindungen: Trauerarbeit, Beziehungsarbeit, Familienarbeit. Im letzteren Falle zumeist verbunden mit der Forderung, dass auch die Familienarbeit irgendwie materiell entlohnt werden müsste. Zu den beiden anderen Fällen, Trauerarbeit, Beziehungsarbeit, ist das tertium comparationis nicht der Lohn, sondern die Anstrengung. Arbeit soll hier heißen, dass da etwas eigens in Angriff genommen, bewältigt, bearbeitet werden muss. Arbeit erledigt sich nicht von selbst, sagt man, und das gelte auch für Trauer und Beziehungen, soll hier betont werden.

3. Dieses Moment der Anstrengung gehört nun tatsächlich zum ältesten Bedeutungsgehalt des Wortes „Arbeit“. Es ist ein Affektwort und heißt so viel wie Mühe und Plage.

„Unser Leben währt siebzig Jahre und wenn's hoch kommt, sind es achtzig Jahre, und was daran köstlich gewesen ist, ist doch nur Mühe und Arbeit gewesen“, heißt es in Psalm 90. Am Anfang des Nibelungenliedes wird angekündigt, dass von berühmten Helden und großer Arbeit zu berichten sein wird, nämlich von ihren Leiden – nicht von ihrer Produktivität. Das deutsche Wort Arbeit hängt zusammen mit lateinisch arum, Acker und reflektiert wohl die neue Erfahrung des Ackerbaus. In der Tat ist ein Tag hinter dem Pflug ganz etwas anderes als die Anstrengung der Jagd. Der Ackerbau ist Plage. Im Fluch über den Ackerboden, 1. Mose 3,17, ist diese Erfahrung dokumentiert: „Mit Mühe sollst du dich von der Erde nähren dein Leben lang.“

4. Das Wort Arbeit hängt zusammen mit althochdeutsch arba, Knecht. Darin steckt das Urteil: Arbeit als Plage ist unfrei. Bis ins 18. Jahrhundert sagte man: Wer arm ist, muss arbeiten. Auch Thomas von Aquin sagt das so: Wer nichts hat, wovon er leben kann, muss arbeiten. Dieses

„Muss“ war nicht nur der Zwang von Herrschaftsverhältnissen, das auch, aber doch zuerst der Zwang der Notdurft: um nicht zu verhungern, zu erfrieren usw. – um sein Leben zu fristen, um des Überlebens willen.

Darin lag zugleich: Arbeit, also die durch die Lebensnotwendigkeiten abgenötigte Tätigkeit, ist die niedrigste der menschlichen Tätigkeiten. Die griechische Freiheit beruhte darauf, dass sie im Haushalt versteckt und möglichst an Sklaven delegiert wurde. Aristoteles sagt einmal, wenn das Weberschiffchen von selbst weben würde, brauchten wir keine Sklaven und Knechte. Der freie Grieche widmete sich den höheren Tätigkeiten, nämlich der Schönheit und dem Genuss ($\beta\acute{\iota}\omicron\varsigma \acute{\alpha}\pi\omicron\lambda\alpha\upsilon\sigma\tau\acute{\iota}\kappa\omicron\varsigma$), der Ehre und dem Ruhm ($\beta\acute{\iota}\omicron\varsigma \pi\omicron\lambda\iota\tau\iota\kappa\omicron\varsigma$) oder, als Zutat der Philosophen, der Wahrheit ($\beta\acute{\iota}\omicron\varsigma \theta\epsilon\omega\rho\eta\tau\iota\kappa\omicron\varsigma$).

Die alteuropäische Gesellschaft war eine Ständegesellschaft. Arbeit, Herrschaft und Einsicht waren verteilt auf Nährstand, Wehrstand, Lehrstand. Und sie war eine Ehrengesellschaft. Der Verlust der Ehre war schwerer als der Verlust des Vermögens. Deshalb der Spruch „arm, aber ehrlich“.

Bei den Römern hat sich das ein wenig verschoben, weil sie die Landwirtschaft als freie Tätigkeit einordneten, daher das Lob des Landlebens und der villa, der Datsche der Römer. Es bleibt aber dabei, dass Tätigkeit gegen Lohn etwas Minderwertiges ist. Bei Cicero, *De officiis*, lesen wir, dass die eines Freien würdigen Tätigkeiten diejenigen sind, die mehr den Geist als den Körper beanspruchen und nicht auf Lohn aus sind, zum Beispiel Arzt, Architekt, Rechtsbeistand. Davon hat sich bis heute erhalten, dass sie für Honorar, sozusagen Ehrensold, nicht für Lohn ausgeübt werden, obwohl das Honorar inzwischen gegen den Wortsinn ebenfalls nach erbrachter Leistung einklagbar ist.

5. Das Lateinische und das Griechische haben zwei Wörter, die wir mit arbeiten übersetzen, *laborare*, *operari*. Der Bedeutungsunterschied kann etwa durch „sich plagen“ und „schaffen“ wiedergegeben werden. Hannah Arendt hat an diesem Unterschied den Unterschied von Arbeiten und Herstellen angelehnt, die sie als unterschiedene Rollen und unterschiedene Weltverhältnisse interpretiert hat: hier *animal laborans*, dort *homo faber*.

Mir scheint, dass die beiden Wörter tatsächlich verschiedenen Tätigkeitsarten zugeordnet werden können, nämlich einerseits der des Bauern und Hirten, andererseits der des Handwerkers. Bauern und Hirten haben es mit Lebendigem zu tun. Sie produzieren nicht, sie bringen nichts hervor, wie die Übersetzung lautet, sondern sie pflegen. Sie füttern ihre Tiere, damit sie Milch geben, sie bewässern ihren Boden, damit er wachsen lässt. Am Ende wird zwar geerntet und es wird auch geschlachtet. Aber der Hirte betreibt nicht Wollproduktion oder Fleischproduktion. Alles, was er tut, richtet sich danach, was für die Tiere gut ist. Man kann schlecht sagen, dass er sich selbst verwirklicht. Eher verwirklicht er seine Tiere. Er lässt sie gedeihen.

Deshalb sind diese Arbeiten merkwürdig ziellos. Es gibt Höhepunkte, die Ernte, das Schlachtfest. Aber gleich danach geht es weiter im Kreislauf. Diese Ziellosigkeit ist nicht Frust, denn sie hat ihren Rhythmus. Diese Ziellosigkeit ist allen pflegenden Tätigkeiten eigen, auch denen, die dem Mitmenschen gewidmet sind, Hausarbeit, Altenpflege, Kindererziehung. Ihre Ziellosigkeit ist kein Frust, sondern in Symbiose, Zusammenleben begründet und hat darin ihre besondere Befriedigung.

Anders die Erfahrung des Handwerkers. Vor sich hat er den toten Stoff, den bearbeitet er. Das Erz verschwindet im Schmelzofen, der Baum wird zersägt. Aber nun schafft er mit seiner Kunstfertigkeit die künstlichen Dinge, die uns dienen. Er produziert tatsächlich, er bringt etwas hervor, das es ohne seine Kunst nicht geben würde, das Werk ($\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu\nu, \acute{\epsilon}\rho\gamma\acute{\alpha}\zeta\epsilon\sigma\tau\alpha$) Der Handwerker ist tatsächlich ein Schöpfer, ein zweiter Gott, sagt Nikolaus von Cusa und sieht vor allem darin die Gottesebenbildlichkeit des Menschen.

Und der Arbeitsprozess ist streng vom Ziel her organisiert. Das Ziel, der Werkstück, organisiert alle Schritte zu ihm hin als Mittel zum Zweck. Die Zweck-Mittel-Relation hat wohl hier ihren ursprünglichen Ort. Der gute Handwerker ist stolz auf sein Werk und auf seine Meisterschaft. Während der Arbeit freilich muss er das Werkzeug oder die Maschine bedienen. Auch hier ist ein Müssen im Spiel.

Jedenfalls können wir diese zwei verschiedenen Arbeitserfahrungen bis heute nachvollziehen: Dort pflegen, hüten, gedeihen lassen; hier herstellen und produzieren. Dazu gehören auch zwei

verschiedene Naturverhältnisse, Gedeihen lassen dort, Unterwerfung der Naturstoffe und der Naturkräfte unter die eigenen Absichten hier.

III.

Und man kann wohl auch mit Hannah Arendt sagen, dass in der Neuzeit die zweite Erfahrungswelt, die des Handwerkers, sich vordrängt. Jedenfalls ist die Neuzeit von einem neuartigen Pathos der Naturbeherrschung geprägt, und die neue Naturwissenschaft eröffnet neue technische Möglichkeiten, die mit der Erfindung der Dampfmaschine nicht nur die Arbeitswelt, sondern die gesamte Gesellschaft revolutioniert zur Arbeitsgesellschaft.

Man kann von einer Entfesselung der Arbeit reden, von der Grunduntertänigkeit (Hörigkeit) und vom Zunftzwang. Dies geht einher mit einer Neubewertung der Arbeit. In der Aufklärung dichtet jemand, „dass Arbeit keine Sklaverei, dass sie das Glück des Menschen sei.“ Arbeit wird nun nicht mehr als Last, sondern als Lust verstanden. Sie soll die Not bezwingen, den Reichtum der Nation mehren und das menschliche Glück und die menschliche Freiheit befördern. So erwartet es die neue Wissenschaft der Nationalökonomie. Karl Marx, der große Kritiker der Nationalökonomie, teilt mit ihr diese Hochschätzung der Arbeit, ja er steigert sie noch. Arbeit wird zur anthropologischen Zentralkategorie und soll, wenn sie endlich wirklich menschliche Arbeit geworden ist, einen neuen Menschen hervorbringen, der sich frei von allem Zwang zum „allseitigen“, zum „all- und tief sinnigen“ Menschen entfaltet. Marx erwartete für den Kommunismus die Aufhebung der Arbeitsteilung und dass er seine Wesenskräfte in einer von ihm selbst geschaffenen Welt anschauen kann. Gelegentlich gebraucht Marx dafür den Ausdruck „Selbstverwirklichung“ (Grundrisse), der aber erst durch Erich Fromms Arbeiten populär geworden ist.

Ich weise hier nur deshalb auf Karl Marx hin, weil er wohl die radikalste Form der Verwirklichung durch Arbeit vorgetragen hat, die nämlich verstanden als Geburtshelfer des neuen, erst wahrhaft menschlichen Menschen, der sich und seine Mitmenschen durch Arbeit als Wesensäußerung schaffen wird. Ich lasse hier ganz beiseite, was in den Niederungen des „real existierenden Sozialismus“ daraus geworden ist und gehe

hier auch nicht ausführlich ein auf die Prognosen, die Marx für die, wie er behauptet, notwendige Entwicklung des Kapitalismus bis zu seinem gesetzmäßigen Ende gegeben hat. Geschichte lässt sich schon deshalb nicht zuverlässig prognostizieren, weil jede Prognose selbst Teil des Geschehens wird, so oder so. Ein Punkt ist sehr wichtig. Marx erwartet, dass die kapitalistische Gesellschaft sich durch einen Konzentrationsprozess des Kapitals (Expropriation der Expropriateure) in eine immer kleiner werdende Klasse der Ausbeuter und ein Heer von eigentumslosen, verelendeten Produzenten zerspalten wird, was notwendig zur Revolution führen werde. Dies ist aus vier Gründen nicht eingetreten: (1) Den Arbeitern wurde das Streikrecht gewährt, die Selbstorganisation der Arbeiter in Gewerkschaften (von denen Marx und Lenin nichts hielten) konnte ihre Lage verbessern. (2) Das Wahlrecht eröffnete auch den Eigentumslosen Zugang zur politischen Macht (egalitäre Demokratie). (3) Der Staat griff durch Arbeits- und Sozialgesetzgebung regulierend in die bis dahin privatrechtlich verstandenen Arbeitsverhältnisse ein. (4) Und die Produzenten wurde als Konsumenten in den Produktionskreislauf einbezogen: das Warenhaus, Massengüterproduktion.

So entstand die moderne Arbeitsgesellschaft. Deswegen fand die proletarische Revolution gerade nicht, wie Marx erwartet hatte, in den am höchsten entwickelten europäischen Staaten statt, sondern in diesbezüglich rückständigen, nämlich Agrarstaaten, Russland und China.

Das neue Arbeitspathos und seine Verbindung mit dem emanzipatorischen Fortschrittsgedanken teilt Marx mit der Nationalökonomie, die er ansonsten so scharf kritisiert. Inzwischen sind wir, was den großen Fortschritt der Menschheit zum Glück betrifft, vielfältig ernüchert.

Zwar gibt es tatsächlich große Fortschritte, hinter die wir weder zurück wollen noch können. Die menschlichen Möglichkeiten, menschliches Wissen und Können haben sich durch Wissenschaft und Technik und durch fortschreitende Spezialisierung oder Arbeitsteilung, auch internationale, enorm erweitert. In vorindustriellen Gesellschaften waren Hungersnöte, Epidemien und der frühe Tod ein ständiger Gast und die Deformation durch Schwerarbeit auch. Das Wohlstandsversprechen ist in den westlichen Ländern tatsächlich, und zwar in zuvor nie geahntem Ausmaß, für weite Teile der Bevölkerung eingelöst

worden. Und auch die Freiheit hat, als einklagbares individuelles Recht, in diesen Ländern ein erstaunlich hohes Maß erreicht. Die Standesschranken sind weitgehend gefallen. Das sind Fortschritte, die wir nicht deshalb gering erachten sollten, weil wir sie inzwischen als Selbstverständlichkeit hinnehmen oder weil doch trotzdem so vieles zu beklagen ist. Diese Fortschritte im Plural haben aber nicht zu dem einst erwarteten einen großen Fortschritt der Menschheit im Singular formiert. Das 20. Jahrhundert war eben auch das Jahrhundert von Menschen gemachten Katastrophen. Aber das ist heute nicht unser Thema, obwohl es einen thematischen Zusammenhang gibt. Mit den technischen und organisatorischen Möglichkeiten sind auch die mörderischen Möglichkeiten enorm gestiegen.

Und noch eines gehört hierher: Die modernen Diktaturen stützen sich auf die arbeitenden Massen. Ich möchte aber darauf verweisen, dass auch die Fortschritte, die wir im Resultat begrüßen, ambivalent sind oder ihren Preis haben.

1. Arbeitsteilung

Die Arbeitsteilung in verschiedene Berufe war ja nur der erste Schritt. Ihm folgte die Teilung der Produktion in einzelne Schritte, wofür das Fließband das Symbol wurde. Dem Arbeiter entschwindet das Ziel seiner Tätigkeit oder ihr Sinn. Übrig bleibt allein der Lohn für Arbeitszeit. Am Fließband sinkt der Wert der Meisterschaft, die Arbeit wird zum austauschbaren Job. Diese Entwicklung hat wohl ihren Höhepunkt inzwischen überschritten, teils weil Automaten solche eintönige Arbeit übernehmen, teils auch, weil andere Organisationsformen sogar effektiver sind, weil Eintönigkeit demotiviert. Doch die Automatisierung schafft ein neues Problem: Arbeit wird knapp, jedenfalls die klassische Erwerbsarbeit im erlernten Beruf und die fürs ganze Berufsleben.

2. Die Trennung von Arbeits- und Wohnwelt und die Trennung von Erwachsenen- und Kinderwelt

In vorindustriellen Verhältnissen gab es diese Trennung kaum und das hatte den Vorzug, dass diejenigen, die noch nicht oder nicht mehr arbeiten konnten, doch in der gemeinsamen Welt lebten. Die Großfamilie möchte ich nicht idealisieren und es stecke doch ein Körnchen Wahrheit in dem Wort Familienband, hat jemand gesagt.

Aber die Gesellschaften des westlichen Typs sind von der Vereinzelung geprägt.

3. Die Beschleunigung

In einer sich ständig wandelnden Welt werden ständig Lebenserfahrungen entwertet. Das führt zu einer Orientierungsnot. Alt werden heißt nun nicht mehr unbedingt, die Welt besser kennen, sondern eine vergangene Welt kennen. Das stimmt zwar gar nicht ganz. Lebenserfahrung gibt es trotzdem, die weitergegeben zu werden verdient. Aber das glauben weithin weder die Alten noch die Jungen.

4. Die Unübersichtlichkeit der Lebenswelt

In Subsistenzwirtschaft verfügt jede Familie über die Kenntnisse und Fertigkeiten für ihre Lebensführung. In der hoch differenzierten modernen Gesellschaft braucht jeder von uns täglich die Dienste von Spezialisten. Dass Menschen auf die Dienste anderer angewiesen sind, muss ja nicht schaden, das kann ja auch verbinden. Es gibt da aber noch ein anderes Problem mit der Unübersichtlichkeit. Man muss schon ein eifriger Zeitungsleser sein, um einigermaßen nachzuvollziehen, was womit zusammenhängt. Unübersichtlichkeit erzeugt Anfälligkeit für Ideologien. Darunter verstehe ich hier sträflich vereinfachende Patentrezepte, die Scheinlösungen für tatsächliche Probleme versprechen und wohl immer Sündenbocktheorien produzieren. Die Extremismen jeder Couleur folgen dieser Logik.

5. Als letztes in dieser unvollständigen Aufzählung nenne ich ein Stichwort, das ich auch den Ideologien zurechne, wenn auch nicht den gefährlichsten, nämlich das Stichwort „Selbstverwirklichung“, und zwar dann, wenn es wörtlich gemeint ist. Oft wird es nämlich nur im Sinne von Selbstbestimmung im Gegensatz von Fremdbestimmung gebraucht, und es ist ja sogar wünschenswert und ein Erziehungsziel, wenn Menschen wissen, was sie wollen und das auch umsichtig in die Tat umsetzen. Wörtlich genommen meint es aber etwas anderes. Das Wort besteht aus den beiden Teilen Selbst und Verwirklichung. Verwirklichung heißt, dass etwas, das zuvor nur möglich war, wirklich wird. Von der Art ist das Wachstum. Aus dem Samen wird eine Pflanze. Auch Menschen wachsen auf. Aber das ist offenbar nicht gemeint. Selbstverwirklichung vertraut gerade nicht auf das Wachstum, etwa der Kräfte mit den Aufgaben, sondern tritt als Impe-

rativ auf: Verwirkliche dich selbst, mache dein Selbst wirklich. Was genau soll denn dieses Selbst sein, das sich da verwirklicht und wie? Wie ich aus mir einem tüchtigen Schmied oder einem tüchtigen Langläufer machen kann, das lässt sich einigermaßen sagen, vorausgesetzt, die Voraussetzungen sind gegeben. Aber wie mache ich mein Selbst wirklich? Wie gesagt, das Wort kann in der Bedeutung von Selbstbestimmung etwas völlig Berechtigtes ausdrücken, so auch bei Erich Fromm. In seiner trivialen, aber wörtlichen Verwendung meint es, seine geheimen Wünsche ausleben, und das ist eine abwegige Lebensstrategie, weil ein mündiger oder erwachsener oder emanzipierter Mensch auch zu seinen Wünschen, den geheimen zumal, eine kritisch prüfende Distanz behält. Selbstverwirklichung nun ja, von der Arbeit zu erwarten, ist mindestens ebenso abwegig. Bestenfalls zeigt sich in meiner Arbeit und ihren Ergebnissen, was ich kann, nicht wer ich bin.

IV.

Nun haben Sie mich um ein theologisches Grundsatzreferat zum Thema Arbeit und menschliche Identität gebeten – wo bleibt die Theologie? Sie stand schon hinter meiner Kritik des Programmwortes der Selbstverwirklichung, die ich sogleich weiterführen möchte.

Zuvor aber frage ich nach den Wirkungen der biblischen Tradition und des christlichen Glaubens auf das abendländische Arbeitsverständnis.

Da muss zunächst festgestellt werden, dass die christliche Kirche nicht mit dem Anspruch aufgetreten ist, die Arbeitswelt oder die Gesellschaft zu revolutionieren. Es gibt in der Bibel und in der Alten Kirche der Antike kein programmatisches Arbeitsethos. Dass die Welt, das heißt die menschliche Gesellschaft, nach Ideen umzugestalten sei, ist selbst erst eine Idee der Aufklärung, und Hegel hat, auf die französische Revolution bezogen, dazu gesagt, da solle die Welt auf den Kopf gestellt werden. Trotzdem gibt es Wirkungen der Bibel aufs Verständnis menschlichen Tätigseins, aber nicht programmatisch intendiert. Da aber die Bibel das meistgelesene Buch des Abendlandes wurde, konnten auch Bibeltexte, die hinsichtlich der Arbeit gar nicht programmatisch gemeint waren, gestaltend Wirkung erzielen.

1. Die erste Schöpfungsgeschichte enthält den Satz: „Macht euch die Erde untertan und herrscht über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“ (1. Mose 1,28) Der Mensch ist von Gott zur Weltherrschaft bestimmt und nicht, wie in den babylonischen Mythen, dazu bestimmt, den Göttern durch Opfer zu dienen.

2. Im zweiten Schöpfungsbericht heißt es: Gott setzte den Menschen in den Garten Eden, dass er ihn bebaue und bewahre. Das ist vor dem Sündenfall gesagt, dem die Verfluchung des Ackers folgt. Wenn wir dieses Bebauen und Bewahren Arbeit nennen, dann gehört solche Tätigkeit zum Menschen, wie er geschaffen wurde, kraft seiner ursprünglichen Bestimmung. Daraus konnte im Mittelalter eine revolutionäre Konsequenz gezogen werden: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“

3. Das heißt, dass die Bibel die griechische Verachtung der durch die Lebensnotwendigkeiten erzwungenen Tätigkeiten nicht kennt. Die Plagen der lebensnotwendigen Tätigkeiten gehören selbstverständlich zur *conditio humana*, jedenfalls nach dem Sündenfall.

4. Das Sabbatgebot: Für Menschen – und Tiere – soll es den Wechsel von Arbeit (Anstrengung) und Ruhe geben. Das ist nicht die griechische Muße (*σχολή*), möglichst dauerhafter Freiheit vom Lebensnotwendigen für die höheren Tätigkeiten, sondern Unterbrechung des lebensnotwendigen Tuns, des Abgenötigten. Auch das Sabbatgebot belegt die Selbstverständlichkeit, mit der die Bibel Arbeit als Plage versteht und anerkennt – fern von jeder Verherrlichung der Arbeit. Der Sabbat ist um des Menschen willen da.

5. „Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen“ (Mt 6,28f). Sie arbeiten nicht, steht da – nicht als Empfehlung des Müßiggangs oder Lob der Faulheit – sie können ja gar nicht arbeiten –, sondern als Hinweis auf Gottes Güte, die sie erhält.

Wir leben nicht, um zu arbeiten, oder Arbeit ist nicht des Lebens Sinn. Wir können die Rechtfertigungslehre des Paulus als Interpretation jenes

Satzes von den Lilien verstehen. „So halten wir nun dafür, dass der Mensch (vor Gott) gerecht wird nicht durch des Gesetzes Werke, sondern allein aus Glaube“, das heißt durch Gottes Geschenk. Das widerspricht zwei sozusagen natürlichen Maximen: Hast du was, bist du was, oder kannst du was, bist du was. Es ist der radikale Widerspruch zu allen Selbstverwirklichungstheesen. Unser Leben, unser Sein, ist Gottes Geschenk und nicht unsere Leistung. Die guten Werke sind von ihrer rechtfertigenden Funktion entlastet und unter das Kriterium des Menschendienlichen, der Nächstenliebe gestellt.

6. „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“ (2. Thess 3,10) Der Satz ist ursprünglich kein Sozialprogramm, er wendet sich gegen schmarotzende Wanderprediger. Aber er ist als Rechtssatz oder Imperativ gelesen worden. Wir arbeiten für unser Brot, um nicht ohne Not anderen auf der Tasche zu liegen.

7. „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit seinen Händen das nötige Gut, damit er den Bedürftigen geben kann.“ (Eph 4,28) Wir arbeiten auch, um anderen helfen zu können.

8. Dass die Gesellschaft des christlichen Mittelalters trotzdem keine Arbeitsgesellschaft wurde – von Anfängen in den Städten abgesehen – hat zwei Gründe:

a)Die alte griechische Unterscheidung der Lebensformen fand, modifiziert, eine Wiederholung in der Unterscheidung von *vita activa* – *vita contemplativa*, das tätige Leben der Laien und das betrachtende Leben der Mönche. Die mittelalterliche Kirche war eine Mönchskirche. Das hieß, die vollkommenen Christen waren nur die Mönche, die die *consilia Evangelica* befolgten, Armut, Keuschheit, Gehorsam.

Der Grundsatz *ora et labora* aus der Benediktinerregel war kein Programm zur Arbeitsethik. Das Arbeiten, möglichst Handarbeit, diente vielmehr der Keuschheit, der Askese, sozusagen eine zweite Art des Fastens. Das hatte aber Folgen, nicht intendierte Folgen: die hoch organisierte Klosterwirtschaft entstand mit einer über Generationen währenden Kontinuität – und eine Akkumulation, die Klöster wurden reich.

b)Für Laien waren die verdienstlichen Werke Beten, Fasten Almosen geben.

9. Die Reformation hat für unser Thema eine dreifache Bedeutung:

a)Luther beseitigt das innerchristliche Klassensystem. Er beendet die Mönchskirche mit der Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen (gegen den Müßiggang der *vita contemplativa*). Das hat übrigens auch eine nicht intendierte Folge: die Säkularisierung des riesigen Klosterbesitzes, d. h. dessen Mobilisierung für weltliche Zwecke, übrigens nicht immer die besten.

b)Luther bestritt die Verdienstlichkeit besonders frommer Werke. Er entdeckt die paulinische Rechtfertigungslehre neu, deshalb Reformation. Wir sind aus Glauben gerechtfertigt oder anerkannt vor Gott. Unser Gottesdienst ist deshalb das Tun des Angemessenen, dem Nächsten zugute. Oder, unsere Berufung (*vocatio*) ist unser Beruf: Gottesdienst im Alltag der Welt.

c)Luther hat ernst gemacht mit der Einsicht, dass Almosengeben das Bettelwesen stabilisiert und deshalb die Einrichtung von Sozialkassen („Gemeiner Kasten“) befürwortet, die die Armen vor Ort unterstützen.

Luther hat nicht etwa die Arbeitswelt revolutioniert. Max Webers berühmte These hat ja auch nicht das Luthertum, sondern die reformierte Tradition, namentlich der Puritaner gemeint, als er den Zusammenhang von protestantischer Ethik und Geist des Kapitalismus behauptete.

Aber ein neues Arbeitsethos hat auch Luther befördert: Arbeit als Gottesdienst, „arbeite nicht aus Not, sondern aus Gottes Gebot“, „der Mensch ist zum Arbeiten geboren wie der Vogel zum Fliegen.“ Arbeit ist für Luther kein Selbstzweck, sondern Mittel. Einerseits ein asketisches Mittel gegen Müßiggang und Laster wie schon im Mittelalter. Wichtig aber ist ihre Orientierung am Nächsten als Dienst, und zwar in jedem Beruf und Stand. Er stellt die Ständeordnung nicht in Frage, aber er stellt jeden Stand unter denselben Imperativ: dem Nächsten zugute. Insofern steht auch der Anspruch Friedrichs II. „ich bin des Staates oberster Diener“ in dieser Tradition – wie übrigens auch die vielen „Dienste“, die wir heute

haben: Gesundheitsdienst, Wehrdienst usw. Und er versteht den Dienst am Nächsten zugleich als „Gotteslarve“, als Instrument der göttlichen Weltregierung. Durch unsere Arbeit gestaltet Gott die Welt, wobei das Gelingen sein Werk bleibt.

Weder in der Bibel noch bei Luther können wir unmittelbar Antwort auf unsere heutigen Probleme in der Arbeitswelt finden. Sie kennen noch nicht die hoch differenzierte Arbeitsgesellschaft. Namentlich nennen sie nicht das Problem unfreiwilliger Arbeitslosigkeit. Trotzdem können wir bei der Suche nach Lösungen unserer Probleme sozusagen in ihre Richtung denken und suchen.

Zu zwei unserer Probleme will ich noch Stellung nehmen.

Erstens zur Arbeitslosigkeit. Sie wird, namentlich im Osten, als Ausschluss von einer wichtigen Lebensdimension und als Ungerechtigkeit empfunden, und zwar zu Recht. Menschen sehen sich der Erfahrung entzogen, gebraucht zu werden. Das muss allerdings nicht so sein. Ich kenne Vorruehändler, die mit Ehrenämtern voll ausgelastet sind und dadurch hinreichend Bestätigung und Befriedigung erhalten, dem Nächsten zum Nutzen.

Was sind die Ursachen dieser Arbeitslosigkeit? Zum einen Teil ist sie die Folge einer an sich erfreulichen Entwicklung. Ein Menschheitstraum verwirklicht sich. Maschinen nehmen uns die Arbeit ab. Aber offenbar ist unsere Welt so beschaffen, dass es nicht selten Probleme gibt, wenn sich Träume erfüllen.

Die Ursachen für die hohe Arbeitslosigkeit in Deutschland – sie ist höher als in manchen Nachbarländern – sind neben der Automatisierung noch folgende. Die Mauer ist gefallen. Sie hatte auch den Westen vor der östlichen Armut abgeschirmt. Jetzt wandern Arbeitsplätze ab in die Länder mit niedrigeren Löhnen. Das empört. Auf der anderen Seite: Für die Tschechen ist Škoda eine Chance. Wir können kein Interesse daran haben, dass Deutschlands Ostgrenze auf Dauer eine Wohlstandsgrenze ist. Aber auch die Billigprodukte aus Südostasien und China, die wir als Käufer ja nicht verschmähen, sind für diese Länder eine Chance für mehr Wohlstand, die ihnen viel mehr bringt als alle staatliche Entwicklungshilfe. Was für unseren Arbeitsmarkt schlecht ist,

ist für jene Länder ein Segen. Die Länder der so genannten Dritten Welt (die „zweite“ ist inzwischen verloren gegangen) fordern, dass wir unsere Märkte für ihre Produkte öffnen, namentlich für landwirtschaftliche. Wir sind dazu nur sehr begrenzt bereit, weil wir den Zorn unserer Bauern fürchten.

Noch ein Wort zu der hohen Arbeitslosigkeit im Osten. Ihre Ursache war vor allem der technologische Rückstand von etwa 20 Jahren, wie am Vergleich von Trabant und Golf augenfällig, und die niedrige Arbeitsproduktivität von 30% gegenüber den Westen. Dazu kamen die riesigen Verwaltungs- und Sicherheitsapparate.

Eine erste Inventur hat seinerzeit ergeben, dass ganze 2% der östlichen Betriebe wettbewerbsfähig waren. 30% mussten geschlossen werden, weil sie mit Anlagen von vor dem Krieg nicht sanierungsfähig waren.

Die Kehrseite des technologischen Fortschritts, von dem wir alle profitieren, und der Globalisierung, durch die bestimmte Produktionen in Länder mit niedrigerem Lohn auswandern, ist der Verlust von einheimischen Arbeitsplätzen. Man muss Ersatz für sie schaffen und das ist prinzipiell auch möglich, aber nicht beliebig schnell. Der Rückgang der Montan- und Schwerindustrie im Ruhrgebiet hat sich über Jahrzehnte erstreckt und ist immer noch nicht abgeschlossen. Nach dem Mauerfall standen keine Jahrzehnte zur Verfügung für eine allmähliche Umstellung. Das war die Ruhrgebietskrise im Zeitraffer.

Eine weitere Ursache für die Arbeitslosigkeit, namentlich die Langzeitarbeitslosigkeit ist die Tatsache, dass die Anforderungen an Arbeitsplätze steigen. Ich will ein Beispiel nennen. In der DDR gab es nicht diese kleinen Bagger, wie man sie heute ausleihen kann, und die z.B. die Gräben für Versorgungsleitungen ausheben. Nun gibt es Menschen, die können zwar wacker mit Hacke und Schaufel umgehen, aber der Bagger überfordert sie. Im Klartext: Wenn der wirtschaftliche Aufschwung sich verfestigen würde, würden diese Unterqualifizierten trotzdem keine Arbeit finden. Im Osten haben wir bereits hin und wieder die Situation: Hohe Arbeitslosenzahlen und zugleich Mangel an qualifizierten Arbeitskräften. Die sind nämlich längst in den Süden abgewandert. Über die Hälfte der ostdeutschen Langzeitarbeitslosen sind ohne Berufsabschluss oder gar ohne Schulabschluss. Da die niemand anstellen

möchte, wäre ihnen auch mit einem garantierten Mindestlohn nicht geholfen. Ihnen würde nur ein Kombilohn helfen, kombiniert aus einem Lohnanteil des Arbeitgebers und einem staatlichen Zuschuss, weil es immer besser ist, Arbeit zu bezahlen als Arbeitslosigkeit. Dies ist umso wichtiger, als bildungsferne Schichten ohne den äußeren Halt der regelmäßigen Arbeitszeiten in der Gefahr stehen, auch den inneren Halt zu verlieren. Sie verlieren das geregelte Leben. Auf der nächsten Stufe können sie gar nicht mehr in die Regelmäßigkeit des Arbeitslebens zurückkehren. Und auf einer dritten Stufe wollen sie auch nicht mehr. Es gibt in Deutschland beides: Arbeitslose, die verzweifelt Arbeit suchen und Arbeitslose, die keine Arbeit suchen. Ich will hier nicht gegen Mindestlohn argumentieren, sondern nur darauf hinweisen, dass er denen nützt, die Arbeit haben, aber keine Arbeitsplätze schafft, schon gar nicht für diejenigen, die schwer zu vermitteln sind. Wie denen geholfen werden kann, verdient eine ebenso intensive Diskussion.

Das zweite Problem ist die Forderung eines voraussetzungslosen Grundeinkommens für alle. Ein am Existenzminimum ausgerichtetes Grundeinkommen gibt es ja bereits und solche Konzeptionen kritisiere ich auch nicht. Manche verbinden mit einem spürbar über dem Existenzminimum liegenden Grundeinkommen die Erwartung, dass dann die Arbeit zur vollkommenen Freiwilligkeit befreit wird.

Mit der Finanzierbarkeit einer solchen Konzeption will ich mich gar nicht beschäftigen. Meine Einwände sind anthropologischer Art.

1. Wenn dieselben die Feuerwehr oder den Notarzt brauchen, erwarten sie, dass ihnen diese Dienste umgehend zur Verfügung stehen und nicht etwa gerade unbesetzt sind, weil Freiwillige sich nicht gefunden haben. Die viel verschrieenen Sekundärtugenden sind nämlich sehr beliebt - bei den anderen. Das Moment der Notwendigkeit lässt sich nicht wirklich aus der Arbeitswelt tilgen. Und zu jeder ernsthaften Beschäftigung gehört auch das, was leider auch getan werden muss.

2. Die Tilgung der Notwendigkeit tilgt auch den Ernst des Lebens und würde die Arbeit zum weltlosen Hobby entwirklichen (Hans Jonas, Hannah Arendt). Arbeit wird durch vorgegebene Aufgaben konstituiert, oder

mit Georg Picht: nicht das Subjekt konstituiert die Aufgaben, sondern die Aufgaben konstituieren das Subjekt. Freie Berufswahl, so weit möglich, ist in Ordnung. Aber es sollte weiterhin die Pflicht zur Wahl geben. Es war ein Irrtum von Karl Marx, dass Menschen, von der Notwendigkeit der Arbeit befreit, sich den höheren Tätigkeiten zuwenden. Nicht selten versacken sie stattdessen.

Goethe: „Das Erste steht uns frei, beim Zweiten sind wir Knechte.“ Knechte, insofern wir uns der Aufgabe verpflichten, die wir frei übernommen haben, oder indem wir Verantwortung übernehmen.